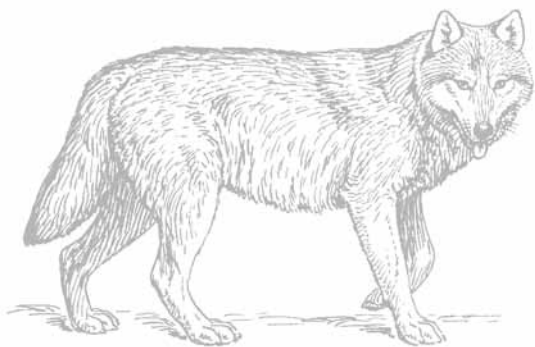


Kerstin Körte

Dass ich dich besser

fressen kann

Ostfrieslandkrimi




LED A

Kapitel 1

»Äußerlich sah er schön aus, weiß mit roten Backen, dass jeder, der ihn erblickte, Lust danach bekam, aber wer ein Stückchen davon aß, der musste sterben ...«

Donnerstag, 16. August

Nervös trommelte Helene mit ihren Fingern auf dem Lenkrad ihres Wagens herum. Wie lange sollte das hier denn noch dauern? Ausgerechnet heute musste ihr ein Stau auf der Autobahn dazwischenkommen.

Sie sah auf die Uhr. Zwanzig nach sechs. Wann ging es denn nun endlich weiter?!

Um sieben Uhr wollte Helene sich eigentlich schon mit ihrer Freundin Margret treffen, um ein Orgelkonzert in der Großen Kirche in der Leeraner Altstadt zu besuchen. Und Margret war eine wahre Pünktlichkeitsfanatikerin.

Helene ärgerte sich schon, dass ihr überhaupt die Idee gekommen war, eine spontane Shoppingtour durch die oldenburgische Fußgängerzone zu machen. Wäre sie in Leer geblieben, müsste sie jetzt nicht ihre Zeit in diesem Stau vergeuden. Doch bei einem Blick über ihre Schulter auf die Einkaufsstützen, die auf dem Rücksitz lagen, verzog sich ihr grimmig verkniffener Mund zu einem Lächeln.

Ach, egal – sollte Margret doch ein paar Minuten warten.

Hastig schloss Helene die Haustür auf, stellte ruppig die Tüten mit den neuen Sachen in den Flur neben die Garderobe und hetzte die Treppenstufen hinauf. Sie stürzte ins Schlafzimmer, riss die Türen des Kleiderschranks auf und schob hektisch die Kleiderbügel hin und her, auf der Suche nach einem passenden Oberteil.

Wieder der Blick auf die Uhr. Zehn vor sieben. Wenn sie sich beeilte, konnte sie es vielleicht gerade noch schaffen.

Unsanft zog sie ihren türkisfarbenen Baumwollpulli vom Bügel und streifte ihn sich über. Rasch schlüpfte sie noch in ein Paar bequemere Schuhe und warf einen prüfenden Blick in den Spiegel – nicht atemberaubend, aber für das geplante Vorhaben völlig ausreichend.

Schnell zupfte sie mit den Fingern noch einige Strähnen ihres kurzen, silbergrauen Haares in die richtige Richtung – fertig.

Als sie an der Garderobe vorbeilief, überlegte sie, ob sie vorsichtshalber ihre Jacke mitnehmen sollte. Margret und sie hatten vor, mit dem Rad zu fahren. Der Tag war zwar sonnig und warm gewesen, aber abends kühlte es schon deutlich ab.

Sie nahm die Jacke vom Haken und war schon an der Haustür, als das Telefon klingelte.

Unentschlossen sah sie auf die Uhr. Es war genau sieben. Vor ihrem geistigen Auge erschien ein Bild von Margret, die ungeduldig von einem Fuß auf den anderen trippelte.

Aber was, wenn es wichtig war? Dann musste Miss Überpünktlich sich eben noch ein paar Minuten gedulden.

»Hövelmann. Moin.«

Helene hörte, wie am anderen Ende der Leitung jemand aufschluchzte.

»Tante Helene. Hallo, hier ist Christine.«

»Christine, warum weinst du? Ist was passiert?«

»Es ist Oma ...sie ist ...tot.«

Christines Oma Lieselotte wohnte nur zwei Straßen entfernt. Schon nach wenigen Minuten bog Helene in die von hohen Rhododendronbüschen gesäumte Einfahrt im Buchenweg ein.

Christine wartete schon an der Haustür. Das siebzehnjährige Mädchen sah furchtbar aus. Ihre Augen waren rot vom Weinen und ihr Gesicht war ganz verquollen.

»Danke, dass du gekommen bist. Ich wusste nicht, wen ich sonst hätte anrufen sollen ...«

Ihre letzten Worte gingen in Mitleid erregendem Schluchzen unter. Tröstend legte Helene ihre Arme um das zitternde Mädchen, das von einem heftigen Weinkrampf geschüttelt wurde, und drückte sie fest an sich. Sie strich ihr über die zerzausten dunklen Locken und sprach beruhigend auf sie ein. Es dauerte eine ganze Weile, bis Christine sich wieder einigermaßen gefangen hatte.

»Wo ist sie?«

»Im Wohnzimmer.«

Nur zögernd setzte Helene ihren Fuß über die Schwelle. Sie hatte Angst vor dem Anblick, der sich ihr gleich bieten würde.

Lieselottes großer, dunkler Flur, den sie nun betrat, ließ ihren Mut weiter sinken. Doch sie zwang sich, stark zu sein – für Christine.

Sie verharrte noch einen Augenblick, um Kraft zu sammeln, und wurde sich plötzlich dieses penetranten Geruchs bewusst, der den Flur erfüllte. Ein abscheulich riechendes künstliches Tannenwald-Aroma. So hatte es hier noch nie gerochen.

Sie ging weiter in Richtung Wohnzimmer und öffnete langsam die nur angelehnte Tür.

Lieselotte saß in ihrem großen Fernsehsessel, der etwas nach hinten gelehnt war. Sie trug ein hellgelbes Nachthemd mit roten Klatschmohnblüten und dazu einen ebenfalls gelben Morgenmantel. Ihre Füße steckten in dunkelroten Hausschuhen, deren Farbton sich kaum von dem ihrer bloßen Unterschenkel unterschied.

Helene trat einige Schritte näher und erschauerte. Die Person, die dort saß, hatte nichts mehr von ihrer lebenswerten, lebenslustigen Freundin an sich. Das Schlimmste

waren ihre Augen. Die Lider waren nicht geschlossen und der kalte, starre Blick jagte Helene eine Gänsehaut über den Rücken.

Kein Wunder, dass das Mädchen so aus der Fassung geraten war. Selbst Helene war zutiefst schockiert von diesem Anblick. Das Entsetzen lähmte sie, und das Atmen fiel ihr schwer. Doch sie durfte sich jetzt dem Schmerz und der Panik nicht hingeben – noch nicht. Sie schloss die Augen, atmete tief ein und aus. Sie musste einen klaren Kopf behalten, allein schon wegen Christine.

Sie kannte Familie Wischmeyer schon ihr Leben lang. Lieselotte war zwar einige Jahre älter als sie, aber schon als Kinder hatten sie oft miteinander gespielt. Ihre Väter waren Arbeitskollegen bei der Firma *Bünting* gewesen und so kam es, dass sich die beiden Familien anfreundeten.

»Wo sind denn deine Eltern?« Helene hatte sich wieder gefasst und drehte sich zu Christine um, die immer noch zitternd im Türrahmen stand, die Augen fest auf einen Punkt am Boden gerichtet.

»Die sind für einige Tage an die Ostsee gefahren und kommen erst morgen zurück.«

»Hast du sie schon angerufen?«

Christine schüttelte den Kopf.

»Warum nicht?«

»Ich weiß nicht.« Sie sah Helene an. Wieder stiegen ihr Tränen in die Augen. »Ich weiß nicht, was ich tun soll – tun muss ... Warum musste ausgerechnet ich sie finden? Ich habe noch nie jemanden gesehen, der ...der nicht mehr am Leben ist. Was soll ich denn jetzt machen?«

Sie wandte sich ab und hockte sich im Flur auf die Treppe. Helene setzte sich zu ihr und nahm sie in die Arme.

»Nun hör doch auf zu weinen. Ich bin ja da und helfe dir.« Auch ihr kamen jetzt die Tränen, aber sie zwang sich, sie hinunterzuschlucken. Es gab so viel zu erledigen.

»Zuerst einmal rufen wir jetzt deine Eltern an und dann Dr. Klaaßen.«

Eine halbe Stunde später klingelte Dr. Enno Klaaßen an der Tür. Er war der langjährige Hausarzt von Familie Wischmeyer – und vielen anderen Familien in Loga. Zu Helenes Überraschung wurde er von Charlotte, ihrer Enkeltochter, begleitet, die als Sprechstundenhilfe in seiner Praxis arbeitete.

»Lotte, was machst du denn hier?«, fragte Helene erstaunt.

»Weil es heute so viel zu tun gab, bin ich länger geblieben. Dr. Klaaßen hat mir erzählt, dass du angerufen hast, wegen Lieselotte ...« Besorgt sah sie Helene an. »Er meinte, es wäre vielleicht ganz gut, wenn ich mitkäme ...« Sie nahm Helenes Hand und drückte sie sacht.

»Alles okay mit dir?« fragte sie leise.

»Es geht schon. Es ist nur ...« Helene versuchte den Kloß in ihrem Hals wieder herunterzuschlucken, doch diesmal gelang es ihr nicht. Ohne den Satz zu beenden, drehte sie sich um. Sie wollte nicht, dass Charlotte ihre Tränen sah.

Helene ging ins Wohnzimmer und Charlotte folgte ihr.

Dr. Klaaßen war schon vorausgegangen. Er kannte den Weg von seinen zahlreichen Hausbesuchen.

Helene war froh, dass heute erst Donnerstag war. Ansonsten hätte sie wahrscheinlich den Wochenendnotdienst rufen und unter Umständen mit einem fremden Arzt vorlieb nehmen müssen.

Sie und Charlotte ließen Dr. Klaaßen seine Arbeit machen und gingen in die Küche.

Christine saß auf der Eckbank und starrte vor sich hin. Auf Charlottes »Hallo« reagierte sie nur mit einem kurzen, traurigen Blick in ihre Richtung.

»Soll ich uns einen Tee machen?«, fragte Helene die beiden Mädchen.

»Ja, gern.«

»Hast du deine Eltern erreicht?«

Christine nickte. »Sie kommen so schnell wie möglich nach Hause.« Sie stützte den Kopf in ihre Hände und Helene sah Tränen auf die Tischdecke tropfen. »Ich wünschte, sie wären schon da.«

Helene schaltete den Wasserkocher ein und holte die Tassen aus dem Schrank.

»Wir wollten heute Canasta spielen, Oma und ich«, erzählte Christine stockend. »Eigentlich war das schon für gestern Abend geplant – aber ich habe ihr abgesagt, weil ich lieber mit Anna ins Kino wollte. Deshalb haben wir es auf heute verschoben.« Sie sah Helene gequält an. »Nur wegen mir. Nur weil ich lieber ins Kino wollte. Vielleicht würde sie noch leben, wenn ...« Der Rest des Satzes ging in tränenersticktem Schluchzen unter.

Selbst Helene – in Ausnahmesituationen wie dieser normalerweise unverwüstlich – fühlte sich hoffnungslos überfordert.

Was sollte sie dem armen Mädchen sagen? Wie sollte sie ihr helfen?

Auch Charlotte, die sich neben Christine auf die Eckbank gesetzt hatte, schaute Helene mit hilflosem Blick an. Sie war ebenfalls den Tränen nahe.

Tröstend legte Helene dem weinenden Mädchen eine Hand auf den Rücken und strich ihr über die zerzausten Haare. »So darfst du nicht denken, mein Herz. Deine Oma hat dich sehr lieb gehabt, das weißt du doch.«

Als Dr. Klaaßen kurze Zeit später in die Küche kam, hatte Christine aufgehört zu weinen. Er stellte seine Tasche ab und lehnte sich an den Küchenschrank.

»Setzen Sie sich doch, Herr Doktor. Möchten Sie auch eine Tasse Tee?«

»Sehr gern, danke.« Er zog einen der Stühle zurück und nahm Platz. Helene stand auf und schenkte ihm eine Tasse voll ein.

»Möchtest du, dass ich dir etwas zur Beruhigung gebe, Christine?« Mitfühlend sah er sie an.

»Nein, danke. Es geht schon.«

Er zuckte mit den Schultern. »Du brauchst es nur zu sagen. Es war sicher nicht leicht für dich, deine Oma so zu sehen.«

»Nein, das war es nicht.« Sie vergrub ihr Gesicht wieder in den Händen und schwieg.

»Was ist mit Ihnen, Frau Hövelmann?«

»Ist schon gut.«

Eine Weile sagte keiner ein Wort. Man hörte nur das laute Ticken der Küchenuhr und das Klingeln des Kluntjes, als Dr. Klaaßen seinen Tee umrührte.

»Wann ist sie gestorben?« Helene stand am Fenster über dem Spülbecken und schaute hinaus in den Garten.

»Ich würde sagen, vor schätzungsweise zwölf bis sechzehn Stunden.«

»Also irgendwann zwischen drei und sieben Uhr letzte Nacht. Und woran?«

»Woran? Herzstillstand – habe ich jedenfalls in den Totenschein geschrieben.«

»Herzstillstand? Sterben daran denn nicht eigentlich alle?« Helenes Stimme war sachlich und ruhig.

»Ich kann ja verstehen, dass das eine unbefriedigende Antwort für Sie ist, aber ganz ehrlich – Frau Wischmeyer war eine alte Dame. Und alte Leute sterben nun mal häufig einfach so – ohne große Vorgeschichte, ohne großes Leiden, ohne Krankenhausaufenthalt. Seien Sie doch froh für all das, was ihr erspart geblieben ist.«

»Ich weiß, tut mir leid. Es ist nur ... es kommt so plötzlich.«

»Es ist nie einfach – so oder so nicht.«

Dr. Klaaßen trank seinen Tee aus und verabschiedete sich. Helene brachte ihn zur Tür.

Anschließend rief sie im Bestattungsunternehmen Niemann an. Frau Niemann versprach, dass ihr Mann in etwa einer halben Stunde da sein würde.

Als sie in die Küche zurückkam, saß Christine immer noch auf ihrem Platz. Sie hatte den Kopf auf Charlottes Schulter gelegt, und starrte ins Leere.

Helene räumte die leeren Tassen zusammen und ließ Wasser ins Spülbecken laufen. Sie musste sich beschäftigen, sie brauchte eine Aufgabe.

Als sie anfang, die schmutzigen Gläser abzuwaschen, die auf der Anrichte standen, wunderte sie sich. Wozu nur hatte Lieselotte sieben ihrer guten Gläser gebraucht?

»Hat deine Oma was davon gesagt, dass sie gestern Besuch hatte?«

»Nein, wieso?« Christines Stimme klang wie aus einer anderen Welt.

»Ach, nur so ...« Helene trocknete die Gläser ab und wandte sich dann den Teetassen zu. »Hat sie vielleicht erwähnt, dass es ihr nicht gut geht? Dass sie Magen-Darm-Probleme oder Durchfall hat?«

»Nein, hat sie nicht.«

»Wie kommst du darauf, Oma?«, fragte Charlotte.

»Ach, es war nur so ein Gedanke ...wegen der Reibe ...«

Helene nahm die Apfelreibe und legte sie ins Wasser. Doch bevor sie sich daran machte, die angetrockneten Reste zu entfernen, blieb ihr nachdenklicher Blick an dem halben Apfel hängen, neben dem die Reibe gelegen hatte. Die Schnittstelle war schon ganz braun und runzelig. Die Schale hingegen glänzte noch saftig und rot. Es ist ein besonders schöner Apfel gewesen, dachte Helene und wunderte sich gleichzeitig über diesen seltsamen Gedanken.

Ulf Niemann traf, wie versprochen, innerhalb der nächsten halben Stunde ein.

Charlotte war kurz vor seinem Eintreffen von Helene nach Hause geschickt worden. Anfangs hatte sie sich geweigert. Helene wusste, dass ihre Enkelin sie in dieser schwierigen Situation nicht allein lassen wollte.

Doch sie hatte darauf bestanden. Auch wenn Helene sehr froh darüber war, sie an diesem Abend bei sich gehabt zu haben – nun wurde es Zeit für das Mädchen, nach Hause zu gehen. Schließlich musste Charlotte morgen früh zeitig zur Arbeit.

Es dauerte nicht lange und Herr Niemann hatte die nötigsten Formalitäten geklärt. Christines Eltern wurden schon im Laufe des frühen Vormittags von der Ostsee zurückerwartet. Sie würden sich dann um den Rest kümmern müssen.

Während der ganzen Zeit saß Christine weiterhin wie erstarrt auf ihrem Platz, das Gesicht in ihren Händen vergraben. Nur der größer werdende Fleck auf der Tischdecke verriet, dass sie wieder still weinte.

Bekümmert betrachtete Helene das junge Mädchen. Sie machte sich ernsthaft Sorgen um sie. Es wäre ihr lieber gewesen, Christine hätte Dr. Klaaßens Angebot, sich ein anständiges Beruhigungsmittel geben zu lassen, nicht ausgeschlagen. Sie konnte nachvollziehen, dass Christine sich verantwortlich fühlte für den Tod ihrer Oma – obwohl es natürlich völliger Unsinn war. Mehrfach hatte Helene an diesem Abend schon versucht, ihr das klarzumachen, hatte sich bemüht, sie zu trösten. Doch ihre Worte schienen sie nicht zu erreichen.

»Wie wäre es, wenn du heute Nacht bei mir schläfst?« Helene konnte den Gedanken, das Mädchen in diesem Zustand allein nach Hause gehen zu lassen, nicht ertragen.

Langsam hob Christine den Kopf und nickte nur stumm. Doch Helene konnte die Dankbarkeit in ihren Augen sehen.

Zu Hause angekommen bezog Helene das Gästebett und suchte für das Mädchen einen passenden Pyjama heraus. Sie setzte sich zu ihr auf die Bettkante und blieb so lange bei ihr, bis sie eingeschlafen war.

Danach ging auch sie ins Bett. Doch obwohl sie hundemüde und total erledigt war, konnte sie nicht einschlafen. Erst jetzt, in der Dunkelheit ihres Zimmers, allein mit ihren Gedanken, wurde ihr richtig klar, was passiert war: Ihre Freundin Lieselotte, die sie schon ein Leben lang kannte, war tot und sie würde sie nie wieder sehen oder mit ihr sprechen können.

Nun konnte sie endlich ihren Gefühlen freien Lauf lassen. Tränen liefen ihr über die Wangen und nur ganz langsam ließ das Entsetzen nach, das sich wie eine Schraubzwinge um ihr Herz gelegt hatte. Lange weinte sie vor sich hin – bis auch ihr Kopfkissen einen großen, nassen Fleck hatte. Erst spät in der Nacht fiel sie in einen unruhigen Schlaf.

Freitag, 17. August

Christine und Helene hatten gerade den Versuch aufgegeben, ein paar Bissen Frühstück hinunterzubekommen, als das Handy des Mädchens klingelte. Ihre Eltern waren von der Ostsee zurück. Die beiden tranken noch schnell ihren Kaffee aus und fuhren dann zu Lieselottes Haus, um sich dort mit ihnen zu treffen.

Obwohl Ulf Niemann Lieselotte noch am Abend zuvor mit seinem Helfer in die Leichenhalle gebracht hatte, gelang es Christine nur mit Mühe, das Wohnzimmer zu betreten. Sie klammerte sich fest an den Arm ihrer Mutter und kämpfte um Selbstbeherrschung.

»Vielen Dank, Helene, dass du dich um alles gekümmert hast.« Christines Vater Manfred drückte ihr die Hand. Er sah blass und müde aus. »Wenn wir auch nur geahnt hätten, dass meiner Mutter so etwas bevorsteht – wir wären doch nie in Urlaub gefahren ...«

»Solche Dinge kann man nun mal nicht vorhersehen.«
Er brauchte einen Moment, um sich zu fassen.

»Wenn ich euch sonst noch irgendwie helfen kann – Karten schreiben oder die Teetafel organisieren ...«

»Danke, das ist lieb von dir. Aber Mama hat schon vor einiger Zeit genau aufgeschrieben, wie ihre Beerdigung aussehen soll.« Manfred zeigte auf ein kleines Heft, das auf dem Tisch lag. »Hier ist eine Liste mit Adressen von Angehörigen und Freunden, die eine Karte haben sollen. Sogar die Lieder und den Predigttext für die Trauerandacht hat sie schon rausgesucht ... im Grunde ist alles fertig.«

»Dann werde ich jetzt besser gehen. Wenn ihr doch noch Hilfe braucht, ruft mich gerne an.«

»Das machen wir. Vielen Dank.«

Helene verabschiedete sich und ging zurück nach Hause.

Sie legte sich auf das Sofa im Wohnzimmer und versuchte, ein wenig Schlaf nachzuholen. Aber das, was ihr schon letzte Nacht nicht gelungen war, wollte ihr auch jetzt nicht glücken. Pausenlos kreisten ihre Gedanken um die Ereignisse des gestrigen Abends.

Sie schloss die Augen und fuhr sich mit den Händen durch die kurzen grauen Haare. Sie versuchte, ihren Kopf zu leeren, einfach an nichts zu denken, aber es gelang ihr nicht. Immer wieder hatte sie Lieselottes Anblick vor Augen.

Helene fragte sich, wie wohl ihre letzten Stunden ausgesehen haben mochten. War es für sie ein ganz normaler Abend gewesen oder hatte sie schon etwas gespürt? Eine Vorahnung gehabt von dem, was kommen würde? Vielleicht sogar Angst? Oder war sie zu ihrer gewohnten Zeit ins Bett gegangen? Wahrscheinlich.

Laut Dr. Klaaßen war sie zwischen drei und sieben Uhr gestorben. Bestimmt hatte sie, weil es ihr nicht gut

ging, noch mal das Bett verlassen – um dann in ihrem Sessel zu sterben.

Helene dachte daran, wie einsam Lieselotte sich gefühlt haben musste. Hatte sie Schmerzen gehabt? Warum hatte sie keinen Arzt angerufen? Oder sie, ihre Freundin, um Hilfe gebeten? Sie hätte doch innerhalb von Minuten bei ihr sein können, hätte ihr beistehen oder sogar helfen können. War sie vielleicht zu schwach gewesen? Hatte sie es nicht mehr geschafft? Warum hatte sie so sterben müssen, mutterseelenallein?

Auch Helene fühlte sich bei diesen Gedanken sehr einsam. Sie war nur ein paar Jahre jünger als Lieselotte. Würde es ihr einmal genauso ergehen?

Vier Jahre war es nun her, seit ihr Mann Ernst gestorben war, plötzlich und unerwartet an einem Herzinfarkt. Anfangs war es für Helene, als hätte sich auch ihr Leben mit dem ihres Mannes davongemacht.

Sie hatte sich damals so sehr für jede positive Empfindung wie Freude oder auch Glück geschämt, dass sie diese im Grunde lebensnotwendigen Gefühle gnadenlos verdrängt hatte. Es gelang ihr, sowohl die Höhen als auch die Tiefen, die sie durchlebte, vollkommen gegeneinander auszubalancieren.

Wenn ihr Therapeut sie dann fragte: »Wie geht es Ihnen heute, Frau Hövelmann?«, sagte sie stets: »Gut, ich habe den Autopiloten wieder eingeschaltet.«

Dieser Autopilot sorgte zwar dafür, dass der Kummer über den Verlust ihres Mannes sie nicht völlig erdrückte, hinderte sie jedoch gleichzeitig daran, schöne Momente leibhaftig mit allen Sinnen zu erleben. Aber das hatte sie irgendwann gar nicht mehr gemerkt. Sie hatte sich schon zu sehr an dieses gleichbleibende Dahindämmern gewöhnt, an dieses Leben wie im Halbschlaf, so, als stünde sie permanent unter Drogen – immer ein bisschen abwesend und nie wirklich wach.

Zwei Jahre lang hatte sie in diesem Zustand gelebt.

Bis ihre einzige Enkeltochter Charlotte es nicht mehr ausgehalten hatte. Noch heute war Helene ihr zutiefst dankbar dafür, auch wenn es manchmal eine Qual für sie gewesen war. Drei-, viermal pro Woche war sie damals von Charlotte zu irgendwelchen Veranstaltungen geschleift worden. VHS-Kurse, Konzerte, Lesungen. Sie waren über holländische Flohmärkte geschlendert und durch offene Gärten in ganz Ostfriesland spaziert, hatten kilometerlange Fahrradtouren gemacht und etwa die gleiche Strecke in Seemeilen beim Paddeln zurückgelegt. Wenn Helene sich dann bei ihr beklagt hatte, sie möge sie endlich in Ruhe lassen, hatte Lotte jedes Mal geantwortet: »Das kommt gar nicht in Frage. Dein Leben lebt noch! Nur nimmst du im Moment nicht daran teil. Aber das ändern wir. Und dann wird alles wieder gut.«

Und sie hatte mehr als recht behalten. Irgendwann war Helene tatsächlich wieder in der Lage gewesen, so etwas wie Freude zu empfinden.

Das Telefon riss Helene aus ihren Gedanken.

»Hövelmann.«

*

»Hallo, Oma, hier ist Lotte.« Um ungestört mit ihrer Oma sprechen zu können, ging Charlotte mit dem Telefon in den kleinen Aufenthaltsraum der Praxis. Sie war erleichtert. Die Stimme ihrer Oma hörte sich ganz gut an – eigentlich sogar normal. Dennoch war Charlottes Tonfall sehr behutsam, als sie fragte: »Wie war deine Nacht?«

»Na ja, es ging so ... aber mach dir keine Sorgen.«

Doch Charlotte machte sich Sorgen, große Sorgen sogar. Sie hatte Angst – Angst davor, was dieses Erlebnis mit ihrer Oma machen würde. Angst, alles noch einmal durchmachen zu müssen.

»Ich glaube, sogar Dr. Bob ist Lieselottes Tod ziemlich nahe gegangen – für seine Verhältnisse. Nicht mal ein dummer Spruch heute Morgen ...«

Charlotte nannte ihren Chef heimlich immer Dr. Bob – wie den Arzt aus der Tierklinik der Muppet-Show. Nicht etwa wegen der großen Ähnlichkeit – es lag eher an dem schrägen, teilweise auch sehr derben Humor, den Dr. Klaaßen und Dr. Bob alias Rowlf, der Hund, teilten.

»Und wie geht es Christine?«, fragte Charlotte mitfühlend.

»Ihre Eltern sind heute Vormittag zurückgekommen und kümmern sich um alles. Es war wirklich sehr schwer für sie.«

»Ich weiß. Wenn ich mir vorstelle, ich hätte dich so gefunden ...« Sie schluckte. »Versprich mir, dass du mich anrufst, wenn ... wenn du meinst, dass es wieder so anfängt, wie damals ... bei Opa.«

»Ich verspreche es dir, es wird bestimmt nicht noch einmal passieren.«

Das hoffe ich sehr, dachte Charlotte, während sie sich von ihrer Oma verabschiedete.

Kapitel 2

»Ei, Großmutter, was hast du für große Augen!« –
»Dass ich dich besser sehen kann!«

Donnerstag, 13. September

Völlig erledigt ließ Helene sich in ihren Gartenstuhl fallen und bog ihren schmerzenden Rücken durch. Es war ein herrlicher Spätsommertag und sie spürte die Wärme der letzten Sonnenstrahlen auf ihrem Gesicht. Sie kam gerade von ihrem ehrenamtlichen Besuchsdienst in der *Seniorenresidenz am Schlosspark* und musste bedauerlicherweise zugeben, dass sie mit ihren 69 Jahren wohl auch nicht mehr die Jüngste war. Obwohl sie doch eigentlich noch ziemlich gut in Form war – für ihr Alter. Aber vier Stunden am Stück spazieren gehen, das war für heute wirklich sportliche Aktivität genug. Wenn nicht sogar für den Rest der Woche.

Sie schloss die Augen und war kurz davor einzunicken, als das Telefon klingelte. Ein wenig genervt griff sie zum Hörer, der neben ihr auf dem Gartentisch lag.

»Moin, Helene, hier ist Marita.« Marita Bunger war die Küsterin der reformierten Kirche in Loga.

»Moin, Marita. Was gibt's?«

»Ich wollte dich eigentlich um einen Gefallen bitten.«

Typisch Marita, dachte Helene. Warum auch erst viele Worte machen? »Dann tu's doch einfach.«

»Könntest du mich morgen Nachmittag bei einer Beerdigung vertreten? Ich weiß, es ist ein bisschen kurzfristig, aber es wäre echt toll. Ich habe mich nämlich für einen VHS-Kurs angemeldet – und den würde ich nur ungern absagen.«

»Klar doch, kein Problem.«

Helene hörte, wie Marita erleichtert aufatmete. »Vielen Dank, dass ist wirklich lieb von dir.«

»Was muss ich denn machen? Das Übliche?« Sie hatte Marita schon mehrmals vertreten, deshalb wusste sie grundsätzlich, was zu tun war. Aber es konnte sich ja auch einmal etwas ändern.

»Ja, wie gehabt bei der Teetafel im Gemeindehaus die Oberaufsicht in der Küche führen. Zwei Nachbarinnen werden zum Bedienen kommen. Brot, Aufschnitt und Butterkuchen habe ich schon bestellt. Die Brote kann ich auch vormittags noch mit den Frauen fertig schmieren. Es werden sowieso nur fünfzehn bis zwanzig Leute zur Teetafel erwartet.«

»Wer ist denn überhaupt gestorben?« Helene hatte in den letzten Tagen die *Ostfriesen-Zeitung* nicht besonders gründlich gelesen – nicht einmal die Todesanzeigen.

»Janette Heydfeld. 82 Jahre. Wohnte hinten in der Daalerstraße.«

Helene überlegte. »Der Name sagt mir gar nichts. Woran ist sie denn gestorben?« Es war besser, die Fakten zu kennen, bevor man aus Unwissenheit etwas Falsches sagte, wenn Angehörige oder Bekannte der Verstorbenen sich mit einem unterhielten.

»Das ist eine ganz seltsame Geschichte, wie ich finde. Sie lag wohl morgens tot in ihrem Bett – mit ’nem Haufen Decken zugedeckt und mit voll aufgedrehter Heizung. Muss ’ne Bullenhitze in dem Zimmer gewesen sein.«

Helene wusste, dass Marita zu Übertreibungen neigte, deshalb sagte sie nur: »Vielleicht war ihr abends einfach nur kalt. Und dann ist sie bei aufgedrehter Heizung eingeschlafen.«

»Wenn du meinst ...«, erwiderte Marita schnippisch. »Eine der Schwestern von den *Häuslichen Engeln* hat sie dann morgens gefunden.«

Häusliche Engel – so nannten sich die Mitarbeiter des Pflegedienstes von Dietmar Evers.